

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 55 (1968)
Heft: 22: Schule und Erziehung in der Sowjetunion

Artikel: Erziehung durch Gemeinschaft
Autor: Makarenko, Anton Semjonowitsch
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-536075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unserem Durchschnitt liegt, mag uns mit einem gewissen Neid erfüllen, ebenso das soziale Prestige, das der sowjetische Lehrer im allgemeinen (wieder) genießt, hingegen nehmen sich die Gehälter und Pensionen unserer russischen Kollegen recht bescheiden aus und geben eine Vorstellung vom primitiven Lebensstandard der Sowjetbürger im allgemeinen.

■ Hildegard Hamm-Brücher zeigt uns schließlich,

daß das sowjetische Lehrerweiterbildungssystem viel breiter ausgebaut ist als bei uns. Nur wer sich fort- und weiterbildet, kann sich einen Platz an der Sonne erkämpfen, und wer es freiwillig nicht tun mag, der wird dazu gezwungen. Andererseits warnt uns gerade diese Autorin vor einer Überschätzung der Leistungsfähigkeit des sowjetischen Schulwesens: Geplantes und Erreichtes klaffen nur zu oft weit auseinander. CH

Erziehung durch Gemeinschaft*

Anton Semjonowitsch Makarenko

Anton Semjonowitsch Makarenko (* 1888, † 1939) war Lehrer und hat am 3. 9. 1920 ein Erziehungsheim für jugendliche Verwahrloste im Raum Charkow, die spätere Gorki-Kolonie, übernommen und bis 1928 geleitet. Was er dabei erlebt, gedacht und geleistet hat, hat er im *Weg ins Leben* (eigentlich *Ein pädagogisches Poem*), 1933—1935, dargestellt. 1937 ist er als pädagogischer Publizist nach Moskau gegangen. In den letzten Jahren seines Lebens ist Makarenko deutlich geworden, daß die eigentliche Erziehung, die er, wie die deutsche Pädagogik auch, als moralisch-soziale Erziehung bestimmt und die nach ihm nur als «Kollektiverziehung» möglich ist, nicht in einer «Kolonie», sondern der Familie übertragen werden muß. Sie ist das ursprüngliche pädagogische «Kollektiv», die Kolonie ist nur eine sozialpädagogische Notmaßnahme. Eben deswegen sollte sein letztes und zugleich umfangreichstes Werk ein «Buch für Eltern» sein. Nach seinem Tode ist seine Pädagogik in der Sowjetunion nicht unerheblich umgedeutet worden.

Wie wird der junge Mensch ein mündiger, ein gesellschaftsfähiger und zugleich selbstverantwortlicher Mensch? Makarenko glaubt zu erkennen, daß der junge Mensch nicht für sich, sondern nur durch das Zusammenleben mit anderen, durch «Auseinandersetzungen» erzogen werden kann. Eine solche Erziehung setzt allerdings eine pädagogisch gemeinte und pädagogisch geordnete, zugleich aber lebensvolle und reichgegliederte Lebensgemeinschaft voraus. Daher sind z. B. Einzelkinder gefährdet.

Makarenko selbst hat sich in Kenntnis der deutschen pädagogischen Überlieferung gegen diese verstanden, doch ist seine innere Verwandtschaft z. B. mit Pestalozzi unverkennbar. Der *Weg ins Leben* kann als Fortsetzung des *Briefes aus Stans*, wie das *Buch für Eltern* als Fortsetzung von *Lienhard und Gertrud* aufgefaßt werden.

Im Februar verschwand aus meiner Schublade ein Päckchen Geld, das ungefähr meinem Gehalt für sechs Monate entsprach. Mein Zimmer war damals gleichzeitig Kanzlei, Lehrerzimmer, Buch-

haltung und Kasse, denn ich vereinigte in meiner Person alle diese Ämter. Das Geld, ein Päckchen neuer Scheine, war aus der verschlossenen Schublade verschwunden, die nicht die geringsten Spuren gewaltsamer Öffnung trug.

Am Abend teilte ich es den Jungen mit und bat, das Geld zurückzugeben. Beweisen konnte ich den Diebstahl nicht, und jederzeit hätte man mich einer Unterschlagung verdächtigen können. Die Jungen hörten mich finster an und gingen auseinander. Nach der Versammlung, als ich mich in meinen Flügel begab, traten auf dem dunklen Hof zwei an mich heran: Taranez und Gud. Gud war ein kleiner flinker Bursche.

«Wir wissen, wer das Geld genommen hat», flüsterte Taranez, «nur können wir es nicht vor allen sagen. Wir wissen aber nicht, wo es versteckt ist. Wenn wir ihn nennen, haut er ab und schafft das Geld beiseite.»

«Wer hat es genommen?»

«Nun, einer von den Jungen . . .»

Gud sah Taranez mürrisch an und schien mit der Politik seines Freundes nicht ganz einverstanden zu sein. Er brummte:

«Man müßte ihm den Hintern verdreschen! Was soll die ganze Rederei?»

«Und wer soll das tun?» wandte sich Taranez an ihn. «Du vielleicht? Der würde dich schön zudecken . . .»

«Sagt mir, wer das Geld genommen hat. Ich werde mit ihm sprechen», schlug ich vor.

«Nein, so geht es nicht.»

* Aus: Pädagogisches Lesebuch. Herausgegeben von Karl Schilde, Hirschgraben-Verlag 1968 (S. 64 ff.)

Taranez bestand darauf, die Sache geheimzuhalten. Ich zuckte mit den Achseln.

«Wie ihr wollt.»

Ich ging schlafen.

Am andern Morgen fand Gud das Geld im Pferdestall. Jemand hatte es durch das schmale Fenster geworfen; die Scheine lagen im ganzen Raum umher.

Gud zitterte vor Freude, als er zu mir gelaufen kam. In beiden Händen hielt er die zerknitterten Scheine. Er tanzte vor Freude durch die Kolonie. Die Zöglinge strahlten, kamen in mein Zimmer gerannt, mich zu sehen. Nur Taranez ging mit wichtiger Miene stolz umher. Ich fragte weder ihn noch Gud, was sie nach unserem Gespräch getan hatten.

Zwei Tage später hatte jemand das Kellerschloß aufgebrochen und mehrere Pfund Speck, unseren ganzen Fettreichtum, gestohlen, desgleichen das Schloß. Am nächsten Tag war das Fenster der Vorratskammer herausgerissen; verschwunden waren die Süßigkeiten, die wir für den Jahrestag der Februarrevolution aufbewahrt hatten, und mehrere Büchsen Wagenschmiere, die für uns wertvoll war wie Gold. Kalina Iwanowitsch magerete in diesen Tagen zusehends ab. Mit blassem Gesicht schaute er jeden Zögling an, paffte ihm seine Machorka in die Augen und versuchte, ihn zu überzeugen. «Überlegt einmal! Alles ist doch für euch, ihr Hundesöhne. Ihr beklaut euch doch selbst, ihr Schmarotzer.»

Taranez wußte mehr als die anderen, wick aber jeder Erklärung aus. Aus irgendeinem Grund paßte es ihm nicht in den Kram, den Fall aufzuklären. Die Kolonisten unterhielten sich sehr ausgiebig darüber, aber vor allem interessierte sie die sportliche Seite der Sache. Unter keinen Umständen wollten sie einsehen, daß sie die Bestohlenen seien. Wütend schrie ich im Schlafsaal:

«Was seid ihr eigentlich? Menschen oder . . .»

«Wir sind duftige Jungens!» ertönte es von einem der hinteren Betten.

«Ganoven sind wir!»

«Ihr? Ganoven wollt ihr sein? Ganz gewöhnliche Frischlinge seid ihr, besteht euch selbst. Jetzt sitzt ihr da ohne Speck. Der Teufel soll euch holen! Zu den Feiertagen gibt es nun keine Bonbons. Niemand gibt uns welche. Da müßt ihr eben jetzt in die Röhre gucken.» – «Was ist da zu machen, Anton Semjonowitsch? Wir wissen nicht, wer's gewesen ist. Sie wissen's nicht, und wir wissen's auch nicht.» Übrigens wußte ich von Anfang an,

daß meine Worte nutzlos waren. Der Dieb mußte einer der älteren Zöglinge sein, vor dem alle Angst hatten.

Am nächsten Tag fuhr ich mit zwei Zöglingen los, um neuen Speck zu beschaffen. Wir mußten einige Male fahren, doch schließlich bekamen wir unseren Speck. Wir erhielten auch Bonbons; allerdings putzte man uns tüchtig herunter, weil wir die Sachen schlecht verwahrt hatten. Abends erzählten wir ausführlich von unseren Abenteuern. Dann holten wir den Speck und verschlossen ihn im Keller. Er wurde noch in der gleichen Nacht gestohlen.

Ich war darüber sogar froh. Ich erwartete, daß sich jetzt endlich das kollektive, das allgemeine Interesse geltend machen und alle dazu bringen würde, sich begeistert an dem Kampf gegen die Diebstähle zu beteiligen. Alle Jungen waren zwar bedrückt, aber von Begeisterung war nichts zu spüren. Und als der erste Eindruck vorüber war, nahm bei allen wieder das gleiche sportliche Interesse überhand: Wer mag wohl so geschickt arbeiten?

Einige Tage später wurde aus dem Pferdestall das Kummert gestohlen, und wir konnten nicht einmal in die Stadt fahren. Uns blieb nichts anderes übrig, als im Dorf von Haus zu Haus zu gehen und uns für die erste Zeit ein Kummert auszubitten.

Diebstähle kamen nun schon täglich vor. Jeden Morgen stellte sich heraus, daß an der einen oder anderen Stelle etwas fehlte: ein Beil, eine Säge, Geschirr, ein Bettlaken, ein Sattelriemen, Zügel, Eßwaren. Ich verzichtete auf den Schlaf und ging nachts, mit dem Revolver bewaffnet, im Hof auf und ab. Aber länger als zwei oder drei Nächte hielt ich es natürlich nicht aus und bat Ossipow, eine Nachtwache zu übernehmen; er war jedoch so erschrocken, daß ich das Gespräch nicht mehr darauf brachte. Verdacht hatte ich so auf manchen von den Jungen, darunter auch Taranez und Gud. Aber Beweise hatte ich nicht und mußte deshalb meine Vermutungen für mich behalten.

Sadorow lachte schallend und scherzte: «Wie dachten Sie sich das eigentlich? Anton Semjonowitsch? Eine Arbeitskolonie – arbeiten, arbeiten – und kein Vergnügen? Warten Sie nur, es kommt noch anders! Wenn Sie einen erwischen, was werden Sie mit dem anstellen?»

«Er kommt ins Gefängnis!»

«Das ist nicht schlimm – ich dachte, Sie würden ihn verdreschen.»

Eines Nachts kam Sadorow angekleidet auf den Hof.

«Ich gehe mit Ihnen.»

«Sieh zu, daß die Diebe nicht über dich herfallen!»

«Ausgeschlossen. Die wissen doch, daß Sie heute Wache halten, da stehlen sie nicht. Was ist also schon dabei?»

«Du hast Angst, Sadorow, gib's zu.»

«Vor wem? Vor den Dieben? Natürlich habe ich vor ihnen Angst. Aber darum geht es nicht, Anton Semjonowitsch. Sagen Sie selbst: Angeben ist doch eine faule Sache?»

«Aber man bestiehlt euch doch.»

«Mich etwa? Hier gehört mir nichts.»

«Ihr lebt doch hier.»

«Was ist das schon für ein Leben, Anton Semjonowitsch! Ist denn das ein Leben? Sie werden es nie schaffen mit dieser Kolonie. Ganz umsonst rackern Sie sich ab. Sie werden ja sehen: Alles werden sie wegstehlen und dann auseinanderlaufen. Stellen Sie lieber zwei gute Wächter an, und geben Sie ihnen Gewehre.»

«Nein, Wächter werde ich nicht einstellen, und Gewehre gebe ich auch keine.»

«Und warum?» wunderte sich Sadorow.

«Die Wächter muß man bezahlen, und arm sind wir ohnehin. Die Hauptsache aber ist: Ihr müßt die Herren im Hause sein.»

Viele Zöglinge waren der Ansicht, daß wir Wächter einstellen sollten. Im Schlafsaal wurde eifrig darüber diskutiert.

Anton Bratschenko, der beste von dem zweiten Schub unserer Zöglinge, meinte: «Wo ein Wächter steht, wagt keiner zu stehlen. Und sollte es doch einer wagen, dann könne man ihm ja eine Ladung Salz in eine bestimmte Stelle pfeffern. Wer einen Monat lang so gesalzen herumgelaufen ist, geht nicht wieder klauen.»

Kostja Wetkowskij, ein hübscher Junge, war anderer Meinung.

Draußen war er Spezialist für Haussuchungen mit gefälschten Papieren gewesen. Bei diesen Unternehmungen hatte er zweitrangige Rollen gespielt. Die Hauptrollen waren von Erwachsenen besetzt. Kostja selbst stahl nie, das stand aktenmäßig fest. Ihn begeisterte ausschließlich die «ästhetische Seite» der Operationen. Diebe verachtete er. Mir war die komplizierte und sensible Natur dieses Jungen schon lange aufgefallen, doch am meisten wunderte mich, daß er mit den wildesten Burschen gut auskam und als allgemein

anerkannte Autorität in politischen Fragen galt. Kostja meinte:

«Anton Semjonowitsch hat recht. Wächter können wir nicht gebrauchen. Jetzt verstehen wir es noch nicht, aber bald werden alle begreifen, daß man in der Kolonie nicht stehlen darf. Viele von uns verstehen es heute schon. Bald werden wir selbst Wache halten. Nicht wahr?» wandte er sich plötzlich zu Burun.

«Wenn es sein muß, wird es eben gemacht», gab Burun zur Antwort.

Im Februar gab unsere Wirtschafterin ihren Dienst in der Kolonie auf. Ich hatte es erreicht, daß sie an ein Krankenhaus versetzt wurde. An einem Sonntag stand Malysch vor ihrer Wohnung; alle ihre Freunde und die Teilnehmer der philosophischen Teestunden waren eifrig dabei, die vielen Säckchen und Reisetaschen im Schlitten zu verstauen. Dann fuhr die gute Alte, auf ihren Reichtümern sitzend und sanft schaukelnd, mit einer Geschwindigkeit von zwei Kilometern je Stunde einem neuen Leben entgegen.

Es war schon spät, als Malysch wieder eintraf. Mit ihm kam auch das alte Frauchen zurück und stürzte schluchzend und schreiend in mein Zimmer; man hatte sie vollständig ausgeraubt. Ihre Freunde und Helfer hatten die Reisetaschen, Säckchen und Päckchen nicht nur in den Schlitten, sondern auch an andere Stellen gebracht. Es war gemeiner Raub. Sofort weckte ich Kalina Iwanowitsch, Sadorow und Taranez, und wir durchsuchten die ganze Kolonie. Es war so viel gestohlen worden, daß die Diebe keine Zeit hatten, alles gut zu verstecken. Unter Sträuchern, auf dem Boden des Schuppens, unter den Stufen der Eingangstreppe oder einfach hinter Schränken und unter Betten entdeckten wir die Schätze der Wirtschafterin. Die Alte war wirklich wohlhabend. Wir fanden fast ein Dutzend neue Tischtücher, eine Menge Bettlaken und Handtücher, silberne Löffel, Vasen, ein Armband, Ohringe und sonstige Kleidung.

Die Alte weinte in meinem Zimmer, das sich nach und nach mit «Verhafteten» füllte, ihren ehemaligen Freunden und Sympathisierenden. Anfangs leugneten die Jungen, aber ich schrie sie an, und es kam Licht in die Sache. Es stellte sich heraus, daß die Freunde der Alten nicht die Haupttäter waren. Sie hatten sich lediglich auf einige «Andenken» beschränkt, zum Beispiel eine Serviette oder eine Zuckerdose. Der Haupttäter war Burun. Diese Entdeckung überraschte viele,

vor allem mich. Vom ersten Tage an schien Burun von allen Zöglingen der solideste zu sein. Er war immer ernst, zurückhaltend freundlich und lernte in der Schule besser als alle anderen, mit großem Fleiß und mit Interesse. Mich verblüfften die Großzügigkeit und die Gründlichkeit seiner Unternehmungen. Ganze Packen gestohlenen Gutes hatte er versteckt, und nun zweifelte niemand mehr daran, daß auch alle früheren Diebstähle sein Werk waren.

Endlich hatte ich das Übel an der Wurzel gefaßt! Ich brachte Burun vor das Volksgesicht, das erste Gericht unserer Kolonie. Im Schlafsaal saßen auf Betten und Tischen die zerlumpten, ungewaschenen Richter. Die kleine Lampe warf ihren Schein auf die erregten Gesichter der Zöglinge und die blassen Züge Buruns, der massig und schwerfällig dastand. Mit seinem dicken Hals hatte er Ähnlichkeit mit dem Präsidenten der USA MacKinley.

Entrüstet und in grellen Farben schilderte ich den Jungen das Verbrechen: eine alte Frau wurde beraubt, deren ganzes Glück in diesen unglückseligen Fetzen bestand, sie, die so liebevoll wie keiner in der Kolonie sich der Jungen angenommen hatte; sie wurde beraubt, als sie um Hilfe bat. Das heißt schon wirklich ohne jede Menschlichkeit sein, das heißt nicht einmal ein Scheusal, sondern ein elender Wurm sein. Ein Mensch muß Selbstachtung besitzen, stark und stolz sein und darf nicht schwachen alten Frauen die letzten Habseligkeiten wegnehmen.

Entweder hatten die Worte auf die Jungen tiefen Eindruck gemacht, oder es kochte in ihnen auch ohnedies – jedenfalls fielen sie einmütig und leidenschaftlich über Burun her. Der kleine, zottelköpfige Bratschenko streckte beide Hände gegen ihn aus:

«Was sagst du nun? Du mußt hinter eiserne Gardinen. Durch deine Schuld haben wir gehungert, und du hast auch Geld bei Anton Semjonowitsch gestohlen.»

Burun protestierte:

«Geld bei Anton Semjonowitsch? Das mußt du erst beweisen.»

«Beweise es!»

«Du hast also das Geld nicht gestohlen... du nicht?»

«Wieso ich?»

«Natürlich, du warst es!»

«Ich soll Geld bei Anton Semjonowitsch genommen haben? Wer kann es beweisen?»

Da rief Taranez dazwischen:

«Ich werde es beweisen.»

Burun war bestürzt. Er wandte sich Taranez zu, wollte etwas sagen, machte aber nur eine Handbewegung.

«Und wenn schon, ich habe es ja zurückgegeben.»

Die Jungen antworteten mit einem unerwarteten Lachen. Dieser interessante Wortwechsel gefiel ihnen. Taranez schaute drein wie ein Held. Er trat vor.

«Ihn einfach davonjagen, das wäre nicht richtig. Wir haben ja alle schon manches hinter uns. Aber ihm die Fresse polieren, ja, – das müßte man.»

Alle wurden still. Buruns Blick strich langsam über Taranez' pockennarbiges Gesicht. «Der Weg zu meiner Fresse ist für dich zu weit. Brauchst gar nicht so anzugeben, bis zum Leiter der Kolonie bringst du's doch nicht. Wenn nötig, wird Anton mir die Fresse polieren, was geht das aber dich an?»

Da sprang Wetkowskij auf: «Was heißt das, geht dich nichts an? Jungens, geht es uns an oder nicht?»

«Es geht uns an!» schrieten die Jungen. «Wir werden dir selbst die Fresse polieren, noch besser als Anton!»

Einer drängte sich schon an Burun heran. Bratschenko fuchtelte mit den Fäusten vor seinem Gesicht herum und brüllte: «Verhauen muß man dich, verhauen!»

Sadorow flüsterte mir ins Ohr: «Schaffen Sie ihn fort, sonst verdreschen sie ihn.»

Ich riß Bratschenko von Burun zurück, und Sadorow schleuderte zwei oder drei andere fort. Mit Mühe machten wir dem Lärm ein Ende. «Burun soll sprechen. Er soll alles sagen», rief Bratschenko.

Burun ließ den Kopf hängen: «Ich habe nichts zu sagen. Ihr habt recht! Laßt mich mit Anton Semjonowitsch allein. Soll er mich bestrafen, wie er will.»

Schweigen; ich ging zur Tür. Eine tierische Wut erfüllte mich, und ich fürchtete, ich könnte nicht an mich halten. Die Kolonisten traten zur Seite und gaben mir und Burun den Weg frei.

Schweigend gingen wir durch die hohen Schneehaufen über den dunklen Hof. Ich voran, Burun hinterdrein.

Mir war scheußlich zumute. Burun kam mir vor wie der schlimmste Auswurf, den man auf einem

menschlichen Müllhaufen überhaupt finden konnte. Ich wußte nicht, was ich mit ihm machen konnte. Er war in die Kolonie gekommen, weil er einer Diebesbande angehörte, von der ein großer Teil, die Erwachsenen, erschossen worden war; er war siebzehn Jahre alt.

Schweigend stand Burun an der Tür. Ich saß am Tisch und mußte mich zusammennehmen, um nicht einen schweren Gegenstand nach ihm zu werfen und so die Unterredung zu beenden.

Schließlich hob Burun langsam den Kopf, sah mir fest in die Augen und sagte langsam, jedes Wort betonend und nur mit Mühe das Weinen unterdrückend:

«Ich werde . . . nie . . . wieder stehlen.»

«Du lügst! Das hast du schon der Kommission versprochen.»

«Das war nur die Kommission, aber jetzt sind . . . Sie es. Bestrafen Sie mich, wie Sie wollen, aber jagen Sie mich nicht aus der Kolonie.»

«Was hält dich hier?»

«Ich bin gern hier. Man lernt hier etwas, und ich will lernen. Ich habe gestohlen, weil ich immer fressen wollte.»

«Schön. Drei Tage wirst du bei Wasser und Brot sitzen. Und laß mir Taranez in Ruhe!»

«Gut!»

Drei Tage saß Taranez neben dem Schlafraum, in demselben kleinen Zimmer, in dem früher einmal die Aufseher der Kolonie für minderjährige Verbrecher gewohnt hatten. Die Tür schloß ich nicht ab. Burun gab mir sein Ehrenwort, das Zimmer ohne meine Erlaubnis nicht zu verlassen. Am ersten Tage schickte ich ihm tatsächlich nur Brot und Wasser. Am zweiten Tage tat er mir leid, und man brachte ihm Mittagessen. Er wollte es stolz ablehnen, aber ich schrie ihn an: «Zum Teufel, wirst du dich auch noch zieren!»

Burun lächelte, zuckte die Achseln und nahm den Löffel.

Er hielt Wort. Niemals hat er wieder gestohlen, weder in der Kolonie noch an anderen Orten.

Sowjetjugend heute*

George Paloczi-Horwath

Seit das Leben in den fünfziger Jahren in den großen Städten etwas weniger trostlos und hart geworden war, begann der Staat, sich über die Folgen des wachsenden Wohlstandes Sorgen zu machen, vor allem über die Gelegenheit, die einige Jugendliche dadurch bekamen, immer mehr ein Eigenleben zu führen. Ein sowjetisches Radioprogramm stellte die Frage, ob verbesserte Lebensbedingungen die kommunistische Jugend verweichlichen könnten. Um zu zeigen, wie Motorräder, Fernsehapparate und eigene Zimmer unter der Jugend Dekadenz verbreiteten, las der Kommentator folgenden Brief über den traurigen Fall eines ungewöhnlich begabten und fleißigen jungen Arbeiters vor:

«Oleg und ich waren schon lange Freunde. Oleg machte gute Fortschritte mit seinen Studien . . . und keine Sonderaktion des Komsomols konnte ohne ihn in Angriff genommen werden.

Vor kurzem fanden jedoch zwei Ereignisse in

Olegs Leben statt. Erstens wurde ihm von der Fabrik ein eigenes Zimmer zugeteilt, und zweitens gewann der Glückliche ein Motorrad in einer Lotterie . . . Die Freunde gratulierten ihm und freuten sich mit ihm über seine Erfolge. Dennoch scheint es, als wenn sie mit ihren Glückwünschen zu weit gingen. Oleg veränderte sich vollkommen. Er gab seine Komsomol-Arbeit auf, nahm nicht mehr an Massenveranstaltungen teil und schwänzte die kollektiven Sonntagsarbeiten. Sobald seine Schicht vorüber war, begab er sich in sein Zimmer und saß wie eine Eule herum . . . Was ist da passiert, Genossen? Jedes Jahr geht es weiter aufwärts. Unsere Lebensbedingungen bessern sich ständig, was fangen wir also an? Sollen wir uns alle in unsere kleinen Zimmer zurückziehen und unsere Fahrräder, Autos und Fernsehapparate bewundern? Solche Menschen kann der Kommunismus nicht gebrauchen, und dennoch bedeutet Kommunismus Überfluß und Wohlstand für alle. Deshalb ist es notwendig zu lernen, wie man mit diesem Wohlstand umgeht, ohne daß unser Geist dabei verarmt . . .» (Anmerkung: Radio Moskau am 15. September 1960.)

* Aus: George Paloczi-Horwath: Jugend, Schicksal der Welt. Mit freundlicher Genehmigung des Schweizer Verlagshauses AG (S.235 ff.)